

Kap. 2: d´Ami kemma Kriegsende

Dicht zusammen gedrängt im Luftschutzkeller, genauer im Vorratskeller der Reindl-Oma, umgeben von riesigen selbst gebackenen Brotlaiben, Weckgläsern mit Essiggurken und Zenterlingen von schwarzgeräuchertem Schinken, erwarteten wir, die eigene Familie und Onkel und Tante mit ihren Kindern und einigen Nachbarn, das Ende eines angekündigten Luftangriffs. Unter den Schutzbefohlenen war auch der erst vor kurzem geborene Lindingerbub, dem man nach einem notwendigen Luftröhrenschnitt ein Glasrohr in den Hals eingesetzt hatte, und der immer wieder drauflos brüllte. Wir alle, einschließlich wir Buben, hatten großes Mitleid mit dem armen Wurm, der, gerade auf der Welt, schon solche Schmerzen erdulden musste.

Als Anfang 1945 den meisten Dorfbewohnern bewusst wurde, dass der Krieg nicht mehr lange dauern können, was durch Gerüchte erahnt aber auch durch Nachrichten von der Front und teils auch von abgehörten Fremdsendern untermauert wurde, begann man sich seelisch auf das Ende mit dem Einmarsch fremder Truppen vorzubereiten.

Da der Amerikaner von Westen her in Deutschland eindrang und man inständig hoffte, dass ihm der Russe aus dem Osten nicht zuvorkommen würde, hatte man sich mit dem kleineren Übel schon abgefunden, wenn man auch nicht wusste, welche Nöte und Bedrängnis eine Besatzung mit sich bringen würde.

Da war aber noch ein Problem mit den sich im Ort zurück gezogenen SS-Truppen, die die für sie strategisch günstige Lage des Ortes nutzen wollten mit mehreren Geschützen, die versteckt und getarnt in manchen Gärten standen und die auf die nahe Autobahn gerichtet waren, auf der man die herannahende amerikanische Panzerinvasion erwartete.

Uns Buben mit unseren knapp fünf bzw. dreieinhalb Jahren damals, hat man diese Problematik natürlich erst später erzählt, als wir das dann auch begreifen konnten und nachdem alles weitere bereits geschehen war.

Letztendlich hatten damals kluge und beherzte Dorfbewohner die SS-Leute soweit gebracht, die Ortschaft rechtzeitig zu verlassen und damit das Dorf vor der drohenden Einäscherung durch die anrückenden amerikanischen Panzer im Falle einer militärischen Auseinandersetzung zu bewahren.

Und dann kamen die Amis, und wie, mit Staub, Lärm und Getöse. Riesige, Kilometer lange Panzerkolonnen donnerten durch die damals noch ungeteerten Straßen, die bisher nur von Ochsenkarren, Pferdefuhrwerken und ganz vereinzelt von Autos befahren waren. Mein kleiner Bruder und ich waren nicht darauf vorbereitet. Wir hatten gerade noch beim Nachbarn auf der anderen Straßenseite gespielt und nicht mehr rechtzeitig ins eigene Haus laufen können. So haben wir uns in der Scheune des Nachbarn versteckt um nicht entdeckt zu werden. Trotz aller Todesangst

waren wir doch neugierig genug, durch Spalten zwischen den Außenbrettern der Scheune das herannahende Unheil zu beobachten. Eingehüllt in gewaltige Staubwolken, die immer nur den Blick auf die gerade direkt an uns Kindern vorbei rasenden Panzern freigaben, sonst aber die anderen noch zu erwarteten Fahrzeuge verdeckten, die aber, angekündigt durch Dröhnen und Knirschen der zermalmten Kieselsteine, in kurzen Abständen aufeinander folgten, brach dieser fauchende Lindwurm auf unser kleines Dorf herein.

Alle Leute hatten sich in ihren Häusern versteckt gehalten, die Kühe und Ochsen im Stall brachen in angstvolles Brüllen aus und zerrten an ihrem Geschirr. Teller und Tassen klapperten in den Regalen der Wohnungen und sogar Bilder fielen von den Wänden.

Immer neue amerikanische Kriegsfahrzeuge rauschten vorbei und wir hatten das Gefühl, dass der Spuk bis in die Nacht dauern könnte. Dann endlich, als nur mehr Panzerspähwagen und kleinere Hilfsfahrzeuge vorbei kamen, war das Ende der Kolonne gekommen und nachdem sich die Staubwolken verzogen hatten und Ruhe eingekehrt war, wagten wir uns aus unserem Versteck heraus um schnell über die Straße nach Hause zu laufen.

Mutter und Opa und Oma hatten nicht gewusst, wo wir abgeblieben waren und waren voller Angst und Sorge um uns und schlossen uns nun, dem Herrgott dankend, in ihre Arme, eine Liebkosung, die wir eigentlich gar nicht gewohnt waren, da man damals auf dem Lande seine Gefühle nur selten zeigte.

Die Amerikaner waren aber nicht einfach durch unser Dorf gefahren um dann weiter zu ziehen, nein, sie hielten in den Straßen an und fuhren ihre Fahrzeuge mit den Offizieren zum Teil in die Höfe der Bauern und Gütler.

Erst jetzt sahen wir die Soldaten, die vorher getarnt in ihren Fahrzeugen saßen. Manche hatten ihre Stahlhelme abgenommen und sahen eigentlich wie richtige Menschen aus so wie einige unserer Dorfbewohner. Nur andere hatten wir bis dahin noch nicht gesehen, außer in Bilderheftchen und das waren die Schwarzen, Neger durfte man damals noch sagen. Die waren aber gar nicht so beängstigend, vor allem wenn sie lachten und das taten sie oft. Dabei erschienen in ihren Mündern schöne große weiße Zähne als Kontrast zum sonst schwarzen Gesicht.

Und so ein riesiger Schwarzer tat aber etwas ganz Ungeheuerliches, was ich damals als total unverständlich empfand. Ohne ein Wort zu sagen, schwang er sich auf die Terrasse vor unserem Haus, öffnete die Haustür und warf dabei etwas, was er bisher in seinem Mund hatte, auf das Pflaster: Eine angebissene Schokoladentafel. Warum tat er das? Ich hatte keine Erklärung dafür, das war doch mit das Köstlichste was man sich vorstellen konnte, gerade in der damaligen Notzeit. Nun, nach einigen Minuten kam er zurück aus dem Haus und ich war

wieder geschockt. Hatte er doch in seiner riesigen Hand eine Rohrnudel. Aber mit der hatte er etwas angestellt, was ich mir nie vorgestellt hätte. Er war also in der Speisekammer gewesen, hatte die Rohrnudel gefunden, sie in der Mitte auseinandergeschnitten und daumendick mit Butter bestrichen. Eine wahre Ungeheuerlichkeit und eine solche Verschwendung.

Wir hatten damals um die zehn Kühe und die gaben auch einige Milch aber lange nicht soviel, wie später die Hochleistungstiere, und die Milch wurde täglich abgeliefert, dafür bekam man, ähnlich wie für die Eier, Geld. Das war die Haupteinnahmequelle für die Bauern damals. Für den Eigenverbrauch dagegen hatte man diese Lebensmittel, obwohl selbst hergestellt, nur sehr sparsam verwenden können. So gab es zur Brotzeit, wenn Pellkartoffeln gekocht wurden, für jeden von uns Kindern einen gestrichenen Esslöffel voll Butter und nicht mehr.

Also empfand ich die Butterorgie des schwarzen Amerikaners einfach ungehörig und zudem auch unverständlich, hatte er doch dafür etwas viel Wertvolleres weggeworfen, Schokolade. Ich hatte übrigens damals, ganz verstohlen, ohne dass es sonst jemand merkte, die angebissene Tafel Schokolade vom Boden aufgehoben und heimlich gegessen.

Mit den amerikanischen Soldaten hatten wir in der Familie eigentlich fast nur gute Erfahrungen gemacht.

Ein anderer Soldat, der vermutlich unser Haus beobachten sollte, kam eines Tages in die Küche und sah dort etwas für ihn höchst Berührendes und auch Entzückendes wie die nachfolgende Reaktion bewies.

Von der Küchenlampe mitten im Raum hing ein Flugzeugmodell eines Jagdaufklärers mit zu seinem Erstaunen nicht deutschen Hoheitszeichen, sondern dem amerikanischen, dem Sternenemblem.

Wie kam das dorthin? Zur damaligen Zeit, also noch vor Kriegsende, hatten wir eine nette Flüchtlingsfamilie aus Schlesien einquartiert, eine Mutter mit ihren vier Kindern, zwei Buben und zwei Mädchen. Der Ältere der Buben, ungefähr fünf Jahre älter als ich, bastelte gerne und hatte also, klug und mit Vorbedacht, diese geniale Idee mit dem Stern.

Der Amerikaner war so begeistert, dass er uns ganze Schachteln voll Kekse und eine Menge Schokolade hereinbringen ließ.

Auch meine Mutter hatte ein nettes Erlebnis mit einem amerikanischen Offizier. Auch er hatte wohl die immer gleiche Verpflegung der Truppe mit Schokolade, Keksen, Konserven und sonstigen haltbaren aber wenig Abwechslung bietenden Lebensmitteln satt und so bat er meine Mutter ihm einen Sandkuchen zu backen. Das tat meine Mutter gern, da dieser Offizier sich immer liebenswürdig zu uns erwiesen hatte. Der Kuchen war gerührt, in die Kuchenform gegeben und in den Herd geschoben worden um in ca. einer Stunde fertig zu sein. Kaum im Herd kam aber ein Anruf auf dem Feldtelefon für den Offizier aus Dachau, möglichst schnell dorthin zu fahren und er nötigte meine Mutter den Kuchen aus dem Herd zu nehmen, da er ihn

unbedingt mitnehmen möchte. Der Stolz einer deutschen Hausfrau ließ das aber nicht zu und so stritten sich meine Mutter und der Offizier, er wollte die Herdtür öffnen, meine Mutter hielt sie zu und so ging es ca. zehn Minuten hin und her und wir Buben fürchteten schon, dass der gerade zu Ende gegangene Krieg um Deutschland wegen eines Kuchens wieder neu entfacht werden würde, bis schließlich nach insgesamt einer halben Stunde sich meine Mutter erweichen ließ, den halbfertigen, dampfenden Kuchen aus dem Herd zu nehmen, ihn in ein Tuch einzuschlagen und dem schon fast verzweifelten Offizier zu übergeben, der glücklich von dannen fuhr.

Leider habe ich aber auch über eine gefährliche, eine unliebsame und eine tragische Begebenheit während und direkt nach der amerikanischen Besatzung zu berichten.

Wie gefährlich die eine wirklich war, haben wir erst viel später realisiert, als wir schon vernünftig und erwachsen genug waren um die Tragweite der damaligen Bedrohung zu begreifen.

Während des ganzen Krieges war unser Vater eingezogen gewesen, zuerst in Russland, wo er wie durch ein Wunder aus dem von der russischen Armee umklammerten Stalingrad rechtzeitig entkommen konnte, dann in Frankreich, wo er als Stallmeister Kavalleriepferde zu versorgen hatte, die bei einem Bombenangriff ums Leben kamen, er aber zufällig nicht im Stall anwesend war.

Nur selten hatte er Heimaturlaub, und so war er für uns zwei Kinder fast ein Fremder, unsere Bezugspersonen waren die Mutter, die Großmutter und vor allem der Großvater, ein damals noch kräftiger, gutaussehender, seinen Schnurrbart stets pflegender und auch ein wenig despotischer Bauernschädel, unter dem vor allem seine Frau und manchmal auch meine stets sanfte Mutter zu leiden hatten.

Als der Krieg in den letzten Zügen lag, hatte mein Vater nochmals Heimaturlaub bekommen mit der klaren Order, sich wieder rechtzeitig zurück zu melden. Die Ereignisse damals überstürzten sich, an eine vernünftige Verteidigung war längst nicht mehr zu denken und viele Landser waren gerade in den letzten Kriegstagen gefallen, als sie als letztes Aufgebot herhalten mussten.

Mein Vater hatte das Glück, dass der Krieg zu Ende war, als er noch auf Urlaub zu Hause weilte. Die Besatzungsmächte suchten zu der Zeit aber immer wieder nach früheren Wehrmichtsangehörigen und waren auch bei uns zu Hause um nach meinem Vater zu suchen. Der hatte sich aber rechtzeitig im Heuschöber versteckt und wurde nicht entdeckt. So kam er, als die Gefahr vorbei war, herunter und wurde glücklicherweise nicht als ehemaliger Soldat erkannt.

Die unliebsame Begebenheit, so nenne ich sie, weil sie die sonst positive Einstellung zur amerikanischen Besatzungsmacht getrübt hatte, haben wir erfahren, als nach Abzug der amerikanischen Soldaten die Dorfbevölkerung sich wieder um ihre Äcker und Felder kümmern konnten. Im nahen Wäldchen waren offenbar die Soldaten stationiert gewesen, da man dort eindeutige Spuren fand. Reste von Lagerfeuern und leider auch tiefe Gruben, angefüllt mit Lebensmitteln, die mit Benzin übergossen, angezündet worden waren, um sie für die deutsche Zivilbevölkerung unbrauchbar zu machen. Darunter haben wir vor allem viele verbrannte Orangen gefunden, aber auch die offensichtlich nicht verkohlten waren nicht zu genießen, da sie mit Benzin durchtränkt waren. Zum Glück waren aber auch Konserven zurückgelassen worden, die die Dorfbewohner unter sich aufteilten.

Über eine sehr tragische Begebenheit möchte ich noch berichten, die sich wohl erst einige Jahre nach Ende des Krieges zugetragen hatte, aber direkt mit ihm in Bezug gesetzt werden muss, da sie die leidigen Hinterlassenschaften des Krieges betreffen und ich selbst darin indirekt verwickelt war.

Eines Tages hatten wir Buben, mein Bruder, einige Freunde und ich von einem Bauernknecht silbrig glänzende Kapseln geschenkt bekommen, die er irgendwo gefunden hatte mit dem Hinweis, dass sich darin ein weißes Pulver befindet, das, angezündet, eine tolle Stichflamme entfacht.

Wir haben das natürlich ausprobiert, die Kapseln mit einer Beißzange geöffnet und das Pulver angezündet. Wir verschenkten einige der Kapseln an Klassenkameraden ohne Schlimmes zu ahnen.

Eines Tages jedoch, es war ein Sonntag, als mein Bruder und ich vom nachmittäglichen Rosenkranz ins Dorf kamen, uns aufgeregte Menschen entgegenliefen und mich eines schlimmen Vergehens bezichtigten. Es war etwas sehr Tragisches geschehen. Einer meiner Klassenkameraden und einige fremde Kinder hatten sich lebensgefährlich verletzt beim Aufschlagen der Kapseln mit einem Stein. Vermutlich dachten sie dadurch einen lauten Knall zu erzeugen, weil das Abbrennen des Pulvers auf die Dauer langweilig wurde. Das Glück, das wir selbst hatten, war leider den anderen nicht beschieden. Mein Klassenkamerad wurde schwer an der Hand verletzt und musste Jahre später immer wieder kleine Aluminiumsplitter aus seiner Hand herausoperieren lassen. Der fremde Knabe, der mit beteiligt war, hat leider ein ganz schlimmes Schicksal erlitten, er ist dabei blind geworden.

Ich war zum ersten Mal in meinem Leben total erschüttert und schuld-bewusst, obwohl ich objektiv nichts dafür konnte. Eine Verhandlung im Dachauer Landgericht, zu der ich als Zeuge geladen wurde, brachte dann Klarheit über die Herkunft der Kapseln als Zündkapseln für Handgranaten.